

LOTHAR

Immer, wenn ich ihm begegnete, war er in Eile, flitzte wie ein Wiesel die Straße entlang, schien nichts um sich herum zu hören und zu sehen und nagte an einer Tabakspfeife. Er sah jedesmal gehetzt aus, als würde ihn jemand jagen. Über die Schultern gehängt trug er eine abgewetzte Aktentasche aus braunem Leder. Sie war schwer und bog ihn ganz schief. Er war Bote bei der Berliner U-Bahn, trug auch pflichtgemäß deren Uniform, doch schien er sie nicht besonders zu pflegen. Sie stand vor Dreck.

Als ich ihn kennen lernte, war er fünfzig, sah älter aus und wirkte verbraucht. Trotz seiner knabenhaften Figur.

Unsere Wege kreuzten sich öfters. Seine Arbeitsstelle lag zwei Häuser von meiner Wohnung entfernt, mitten im Stadtzentrum. Einmal, als ich gerade aus dem Haus kam und auf die Straße trat, schoss er wieder an mir vorbei. Diesmal sprach ich ihn an. Eigentlich hatte ich allerlei Beschimpfungen erwartet, doch war er auf der Stelle freundlich, als ob er mich kennen würde. Ich war sicher, ihm nie aufgefallen zu sein. Als ich sagte, dass ich ihn photographieren wollte, tat er nicht überrascht. Im Gegenteil. Eher selbstverständlich führte er mich auf den dunklen Hof seiner Arbeitsstelle. Das war eine alte, hohe Mietskaserne aus der Gründerzeit, in der auch Geschäftsräume lagen. Als ich die ersten Aufnahmen machte, stand er fast stramm, als würde er Befehle erwarten. Sein Gesicht sah gleichgültig aus, es war ihm egal, dass er photographiert wurde. Und nachdem ich

fertig war, rannte er eilig weg, um die Zeit herauszuschinden, die ich ihm gestohlen hatte. Flink stieg er die Treppen hoch und war verschwunden.

Es dauerte fast ein Jahr, da stand er vor meiner Tür. Ab und zu hatte ich ihn, wenn wir uns zufällig begegnet waren, an das Photo erinnert. Es schien ihn wenig zu interessieren. Wir gingen in mein Arbeitszimmer. An den Wänden hingen jede Menge Bilder. Ihm fielen nur die Akte auf. Er bestaunte sie eine Weile, und als ich gerade sein Bild heraussuchte, hörte ich ihn plötzlich hinter mir sagen: «Kleine, würdest du auch ein Aktphoto von mir machen? Es hat noch nie jemand eins von mir gemacht.» Darauf war ich nicht gefasst. Von ihm konnte ich mir kein Aktphoto vorstellen. Ich zögerte. Lothar zog sich aus, und ohne das geringste Schamgefühl stand er nackt vor mir. Er sah grauenvoll aus, mit Pickeln und Furunkeln, als ob er die Masern hätte. Und so klapperdürr. In meinem Zimmer wirkte er ganz und gar verloren. Wir beschlossen, zu ihm in seine Wohnung zu gehen.

Lothar wohnt weit draussen am Stadtrand. Die Gegend ist ruhig und kleinstädtisch und passt überhaupt nicht zu ihm. Um zur Arbeit zu kommen, fährt er mit der Straßenbahn durch die ganze Stadt, von einer Endhaltestelle zur anderen. Seit über zwanzig Jahren steht er früh um vier Uhr auf. Er ist dort aufgewachsen, es ist die Wohnung seiner Eltern. Doch die sind lange tot. Sein Vater ist am Suff gestorben und seine Mutter an Altersschwäche. Geschwister hat er keine, und so lebt er allein in zwei winzigen Zimmern. Obwohl seine Mutter über zehn Jahre tot ist, scheint alles unverändert, bis auf den

Staub, der sich ausgebreitet hat. Er hängt sehr an ihr, und wenn ich nach ihr frage, findet er keine Worte. Er vermag es nicht, gefühlvoll über sie zu reden, sondern macht bloß das Krächzen nach, mit dem sie gestorben ist. Dann verzieht er sein Gesicht zu einer scheußlichen Grimasse, reißt den Mund weit auf und japst, dem Er-



sticken nahe, nach Luft. Lothar stottert. Er ist immer aufgeregt und verhaspelt sich, wenn er spricht. Das kam durch einen Unfall, den er mit vier Jahren hatte. Da war er mit seiner Großmutter in die Straßenbahn geraten. Sie war nach einigen Wochen gestorben.

In seinem Zimmer herrschte ein heilloses Durcheinander. Lauter Krimskrams lag herum, Ansichtskarten, Zeitungen, Schallplatten – aber keine Spur von einem Plattenspieler. Sein Geld reichte nie dafür, und er wartete auf die Treueprämie, die er nach 25 Jahren Betriebszugehörigkeit bekommen sollte. Leere Gläser, Flaschen

und Büchsen mit grellbunten Etiketten, Gartenlampions, Girlanden und Laternen hingen von der Zimmerdecke, und die Wände waren mit Postkarten aus aller Welt beklebt. An der Tür prangte das Bild einer nackten Frau mit der Sprechblase: Willst du Zucker? Die hatte er auf dem Weihnachtsmarkt erstanden. In einer Ecke des Zimmers lagen die Überreste eines Schlagzeugs. Nirgendwo ein Tisch, nur Schreibtisch, Stuhl und Klappbett. Man konnte keinen Schritt tun, ohne irgendwas umzustoßen. Sein Bett war die einzige freie Fläche. Dort machte ich auch das Photo. Einen Monat später gab ich ihm die Abzüge, die er kommentarlos in seine Tasche steckte.

Lothar besitzt die Angewohnheit, alle Sachen, von denen er sich schwer trennen kann, bei sich zu tragen, in einer zweiten Tasche, die mit seinen Botengängen nichts zu tun hat. Da drin ist der gleiche Krimskrums wie in seinem Zimmer. Er geht nach der Arbeit nie gleich nach Hause, sondern treibt sich lange in der Stadt herum. In seine Wohnung kommt er nur zum Schlafen. Lothar gehört zu denen, die auf der Straße leben, und er besitzt noch den wachen, naiven Blick eines kleinen Jungen, der die Welt entdecken möchte. Seine Neugier ist grenzenlos. Überall will er dabei sein, ob bei einem Frühschoppen mit Blasmusik, einer Militärparade, einem Radrennen, dem Rummel oder einer Ausstellung. Er will alles sehen, hören, schmecken, riechen und spüren. Wenn er unterwegs Leute trifft, die ihm sympathisch sind, offenbart er ihnen den Inhalt seiner Tasche. Auch einen Stapel Postkarten mit vollbusigen Frauen. Die hat er selbst gemacht, vor langer Zeit während der Weltfestspiele. Damals liefen die Frauen im Bikini durch

die Straßen. Afrikanerinnen, Chinesinnen, Amerikanerinnen. Das war für ihn der Garten Eden. Er träumt heute noch davon.

Mich beneidete er um meinen Beruf, doch bloß wegen der Aktphotos, die ich machte. In Wirklichkeit begriff er meine Arbeit gar nicht. Bei ihm waren die



Frauen immer entsetzt, wenn er sie auf der Straße um ein Aktphoto bat. Wegen der Aussichtslosigkeit seiner Lage fing er an, mich zu betteln, mal bei einer Aufnahme dabei sein zu dürfen.

Da frage ich: «Warst du mal verheiratet?»

«Nein», ist seine Antwort.

«Warst du mal mit einer Frau zusammen?»

«Nein», sagt er.

«Warst du mal verliebt?»

«Nein».

«Hast du mal mit einer Frau geschlafen?»

«Nein».

«Du hast noch nie mit einer Frau geschlafen? Dann weißt du gar nicht, wie das ist?», frage ich.

«Nein», sagt er.

«Was machst du mit den Photos, die du bei dir hast?»

«Ich sehe sie mir an», ist seine Antwort.

Da frage ich ihn direkt: «Lothar, ich weiß nicht, wie es bei Männern ist, wie oft machst du's denn, einmal im Monat, einmal in der Woche?»

Er zögert kurz, grinst und sagt strahlend: «Jeden Tag!»

Er kam immer häufiger, und wenn er am späten Nachmittag nach der Arbeit zu mir hereinschneite, war ich oft müde und fertig. Er nahm diese Tatsache anscheinend nicht wahr, quälte und bohrte mich mit seinen unaufhörlichen Fragen. Gab ich ihm eine oberflächliche Antwort, überlegte er eine Weile und formulierte die Frage neu. Das ging solange, bis ich nicht mehr ausweichen konnte. Er war eine Nervensäge: Freunde, die mich besuchen kamen, verließen fluchtartig die Wohnung, wenn er auftauchte.

Einmal war ich bei einer solchen Tirade eingeschlafen. Er hatte es nicht bemerkt, weil er ohne Unterbrechung geredet hatte. Als er es endlich mitbekam, war er erschüttert. «Arme Kleine, du hast immer so viel zu tun. Viel mehr als ich. Du tust mir ja so Leid», murmelte er und ging.

Am nächsten Tag kam er wieder und sagte: «Du warst gestern so fertig. Es gibt Menschen, bei denen geht es rein ins Ohr und wieder raus. Das sind alles Menschen, die kein Herz haben. Die können sich selber

nicht leiden, keine anderen Menschen, keine Tiere und keine Pflanzen. Als ich gestern nach Hause kam, war ich so fix und fertig, ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen und habe bitterlich geweint.» Ohne dass ich ein Wort sagen musste, fühlte er, dass es mir schlecht ging. Ich hatte großen Liebeskummer und quälte mich fürchterlich damit rum.

Bald darauf musste ich aus meiner Wohnung ausziehen und bekam eine andere, die weit weg lag. Ich dachte, jetzt wird er nicht mehr kommen. Doch Lothar war treu. Er kam. Und traf mich nicht an. Ich erfuhr es, als er mir auf einer Fahrt mit der Straßenbahn seinen Taschenkalender zeigte. Da hatte er für jeden Tag, an dem er bei mir war, ein Kreuz reingemalt. Es war eine richtige Statistik, die er führte. Ein rotes, wenn ich dagewesen war, ein schwarzes, wenn er mich nicht angetroffen hatte. Es waren fast nur schwarze Kreuze drin, ab und zu ein rotes. Wenn er gegangen war, hatte er nie eine Nachricht hinterlassen.

Kurz nach meinem Umzug war Weihnachten. Ich lud ihn ein. Er kam, Heiligabend, und brachte seine ganze Schallplattensammlung mit. Alles Musik, die er noch nie gehört hatte, weil er keinen Plattenspieler besaß. Er stürzte sich gleich auf meinen und dudelte eine Platte nach der anderen ab. Blasmusik, irgendwelche Märsche, die ich nicht ausstehen konnte. Dabei dirigierte er im Takt und marschierte durch mein Zimmer wie bei einer Parade hin und her. Er war völlig weggetreten. Von mir nahm er keine Notiz mehr. Nebenbei half er sich einen Schnaps nach dem anderen ein. Ich ergriff die Flucht in die Küche. Dort kümmerte ich mich

um den Gänsebraten. Als ich ihn in der Backröhre umdrehen wollte, brauchte ich Lothars Hilfe. Er sollte das Blech halten, das ich etwas herausgeschoben hatte. Weil es heiß war, ließ er es einfach fallen. Die Gans klatschte zu Boden. Ich schmiss ihn aus der Küche. Doch nach einigen weiteren Schnäpsen kam er wieder reingetorkelt, nahm den Tisch dabei fast mit, hielt sich schließlich daran fest und starrte ins Leere. Über sein Gesicht kullerten dicke Tränen. Er schluchzte laut und sagte: «Ich hab Erich getroffen, meinen alten Kollegen, und er sagte, Lothar, ich glaub, ich mach's nicht mehr lange. Nach drei Wochen ist er gestorben.» Und er weinte noch mehr.

«Aber Lothar, davon hast du mir nie erzählt, wie lange ist das denn her?», fragte ich.

«Fünf Jahre».

Ich wunderte mich, wie er plötzlich darauf kam. Später musste ich ihn, wie eine Mutter ihr Kind, ins Bett legen. Er war beim Essen eingeschlafen und dabei mit dem Gesicht in den Teller, in Rotkraut, Klöße und Gänsekeule gefallen. Speichel lief ihm aus dem Mund. Er war besinnungslos besoffen.

Er wünschte sich immer, einmal vor Leuten aufzutreten und gefeiert zu werden, nicht unbedingt wie ein Star. Aber er wollte denjenigen ebenbürtig erscheinen, die er bewunderte. Lothar stellte sich alles so einfach vor, sah nicht die Ungleichheit zwischen sich und den anderen. Wenn er gerade eine Schlagersängerin bewunderte, verstand er nicht, weshalb er nicht im Fernsehen auftreten durfte. Ich verstand es auch nicht. Einer seiner Freunde war Latschenpaule, der letzte Leierkasten-

mann von Berlin. Wir traten zusammen in einem Jugendclub auf, sie spielten Berliner Gassenhauer, und ich zeigte meine Bilder. Lothar hatte hinter seinem mitgebrachten Schlagzeug Platz genommen und ich befürchtete, dass er gleich zu Beginn ein Solokonzert probieren würde. Das Gegenteil passierte. Er ordnete sein Spiel dem Rhythmus der Leierkastenmusik unter und war so einfühlsam, wie ich es ihm nicht zugetraut hatte. Seine schwarze Melone wippte über dem Schlagzeug auf und ab. Von ihm war nichts zu sehen. Die Leute waren begeistert, und sie mussten eine Zugabe geben. Am Schluss war Lothar umringt. Er hatte erreicht was er wollte. Seit diesem Abend kam er nicht mehr. Als ich ihn anderthalb Jahre später wiedersah und er mich erkannte, rannte er weg.